Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 12 (1916)

Artikel: Der Krieg und der Deutschschweizerische Sprachverein
Autor: Garraux, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595112

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Krieg und der Deutschschweizerische Sprachverein.

Von Emil Garraux.

Der Krieg ist nach Clausewitz die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln. Unser Sprachverein will aber nichts mit Politik zu tun haben, folglich sollte auch der Krieg keinerlei Einfluß auf ihn gewinnen können; aber dennoch macht sich der Unhold deutlich bemerkbar in den verschiedenen Aufgaben, die sich der Deutschschweizerische Sprachverein gestellt hat.

Wir wollen hier von diesen Aufgaben folgende nur streifen: den Kampf gegen die Fremdwörter, den Gebrauch des Deutschen für all die Aufschriften und Drucksachen, die Handel und Wandel mit sich bringen, und schließlich die Anwendung der deutschen Ortsbenennungen statt oder neben den fremdsprachigen.

Ueber diesen drei Arbeiten stehen aber als wichtigere Gebiete: das Eintreten für einen sorgfältigen und ausgedehnten Deutschunterricht in allen Schulklassen und die Sorge für den ungeschmälerten Besitzstand, fast möchte man heute sagen für den Besitzstand der deutschen Sprache in der Schweiz überhaupt.

Der Kampf gegen die Fremdwörter hat ja bereits ein stattliches Schrifttum für und wider entstehen lassen, aus dem wir besonders die Ausführungen Eduard Engels hervorheben. In seinem bekannten Werke „Deutsche Stilkunst" schreibt er auf über hundert Seiten so wuchtig, eindringlich und überzeugend gegen das Fremdwort, daß sich der Leser sagen muß, solch goldene Worte, unterstützt durch reichhaltige Belege und gewichtige Stimmen, sollten eigentlich, wenn auch nicht das gänzliche Verschwinden, so doch wenigstens eine merkliche Besserung im Gebrauch der Fremdwörter sicher erzielen, um so mehr, als Engel nicht nur immer die Kaufleute als die Hauptsünder hinstellt, sondern auch mit den Vertretern der deutschen Wissenschaft sehr deutlich redet.

Stellen wir neben Engel noch Gustav Wustmann, der uns in dem weitverbreiteten Buche „Allerhand Sprachdummheiten" seine Ansichten sozusagen um die Ohren schlägt, so haben wir zwei Schrift-

steller, die eigentlich alles sagen, was not tut, um nicht nur die Fremdwörter, sondern auch das gesamte übrige sogenannte „Sprachelend" verschwinden zu lassen.

Wustmann kommt z. B. zu folgendem Schlusse: „Im Grunde ist die Fremdwörterfrage eine Frage der Bildung und des guten Geschmacks. Man könnte mit Rücksicht auf den Gebrauch unnötiger Fremdwörter die Deutschen in drei Bildungsklassen einteilen: die unterste Klasse gebraucht die Fremdwörter falsch, die mittlere gebraucht sie richtig, die oberste gebraucht sie — gar nicht."

Trotz dieser für einen sogenannten Klassenstaat eigentlich recht verführerischen Einteilung hätten weder Engel noch Wustmann, hätte weder die zähe und vorbildliche Arbeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins noch diejenige all seiner Schüler und Anhänger so rasche und sichtbare Erfolge erzielen können, wie es der Krieg fertig gebracht, der, wenigstens im Deutschen Reiche, die Fremdwortfrage über Nacht volkstümlich gemacht hat. Denn Wustmann sagt ganz richtig über Sprachdummheiten im allgemeinen (nicht nur über die Fremdwörter): „Viel größer als die Zahl derjenigen, die lernen und bessern wollen, ist doch noch die Zahl derer, die es für eine Beleidigung halten würden, wenn ihnen als Erwachsenen zugemutet würde, zu der manchmal doch recht dürftigen Sprachkenntnis und Schreibfähigkeit, die sie sich auf der Schulbank angeeignet haben, noch etwas hinzuzulernen. Macht man sie geradezu auf eine Sprachdummheit, die sie begangen haben, aufmerksam, so nehmen sie einem das höllisch übel, etwa so übel, wie wenn man sie auf eine gesellschaftliche Dummheit aufmerksam macht, z. B. darauf, in dichtem Menschengewühl den Stock oder Schirm hinterm Arm, mit der Spitze nach oben zu tragen; sie werden grob, gehen schimpfend davon und — tuens nun erst recht."

Jeder Sprachvereinler mußte wohl schon oft genug selber erfahren, wie recht Wustmann mit dem Gesagten hat, gerade so recht, wie mit seiner andern Behauptung, daß viele unserer Schriftsteller, unserer Professoren, unserer höhern Beamten, unserer vornehmen Geschäftsleute, wenn sie sich auf einer Sprachdummheit ertappt sehen, zum Trotz nicht davon abgehen.

Und doch hat man heute in den weitesten Kreisen erkannt, daß der Kampf gegen die Fremdwörter einen ganz andern Sinn betätigt, als den öder Schulmeisterei oder schrullenhafter Liebhaberei, und auch hier ist es der Krieg gewesen, der vielen die Augen geöffnet hat.

Eduard Engel berichtet in seinem schon erwähnten Werke, der französische Graf Rivarol habe 1784 den ersten Preis der königlich-preußischen Akademie der Wissenschaften gewonnen mit einer Schrift „Ueber die Weltherrschaft der französischen Sprache". In dieser Schrift stehe der Satz: „Von den Deutschen hat Europa gelernt, die deutsche Sprache gering zu schätzen."

Laßt uns an dieses harte Wort denken, wenn wir den Eifer richtig beurteilen wollen, mit dem Deutschland seit Kriegsausbruch gegen die Fremdwörter und fremdsprachigen Aufschriften vorgeht.

Eine der Hauptentschuldigungen für den Gebrauch der Fremdwörter lautete von jeher, daß die wirtschaftlichen Beziehungen, namentlich der große Verkehr der Neuzeit, die rasche und ausgedehnte Anwendung fremdsprachiger Bezeichnungen bedingten. Diese sind zwar schon sehr lange vor dem Weltverkehr dagewesen, doch ist es wohl richtig, daß manches Fremdwort, das z. B. in Deutschland aufgetaucht ist, durch den neuzeitlichen Verkehr auch rasch zu uns gelangt ist. Es wäre nun erlaubt zu folgern, daß jetzt umgekehrt auch das Hinausfegen der Fremdwörter rasch bei uns nachwirken sollte. Das scheint aber durchaus nicht der Fall zu sein, denn so wie die Dinge liegen, dürfen wir uns nicht wundern, wenn bereits Stimmen laut werden, die im eigensinnigen Festhalten am Fremdwort eine Schweizerpflicht sehen wollen. Das Fremdwort soll sogar unsere nationale Eigenart stärken, uns jetzt sozusagen vom Reichsdeutschen unterscheiden helfen.

Wir denken, auch hier würde der Ausspruch des Grafen Rivarol bald wahr werden, denn wenn die Deutschschweizer wirklich selber mithülfen, die deutsche Sprache in Europa verächtlich zu machen, hieße das nichts anderes, als uns selber und die Schweiz verächtlich machen.

Wir haben nicht festgestellt, ob der Krieg viele neue Fremdwörter hervorgebracht hat. Schon bestehende sind vielleicht etwas häufiger geworden, z. B. Refraktär, Internierter, Evakuierter u. ä., ebenso „inopportun", sehr beliebt als bequeme Ausflucht. Die „Kompensation" hat sich recht breit gemacht; heute gibt einer für die Zigarette schon das Streichholz als „Kompensation".

Ein altbekanntes Fremdwort macht uns viel zu schaffen, nämlich „neutral", wofür schon der Name „unseitig" gehört worden ist, das aber entschieden der alten Anschauung widerspricht, daß jedes Ding zwei Seiten habe. Wenn wir aber beobachten, wie das Wort

„neutral" im täglichen Leben um uns herum ausgelegt wird, gelangen wir zu andern Vorschlägen.

Da hat z. B. ein äußerst betriebsamer Geschäftsmann eine kleine Fabrik für Munitionsteile errichtet, die mit Hochdruck arbeitet, wie wir uns täglich beim Vorbeigehen überzeugen können. Der glückliche Besitzer trägt aber ein zu neutrales Gewissen, um das Unternehmen mit seinem eigenen Namen zu decken; er hält sich bescheiden im Hintergrund und läßt seine Geschoßköpfe unter dem Namen zweier seiner Arbeiter nach Frankreich gehen. So wahrt er sich nicht nur seine innere und äußere Neutralität, sondern ganz besonders auch die Möglichkeit, gleichzeitig den emsigsten Geschäftsverkehr mit Deutschland aufrecht zu erhalten. Hier stimmt also „unseitig" nicht für neutral, sondern wir würden „vielseitig", „allseitig" oder „zweideutig" vorschlagen.

Aber für einen andern Fall befriedigt dieser Vorschlag auch wieder nicht. Basler Freunde haben da Zeitungsaufsätze und anderes geschrieben, worin sie versuchten, ausnahmsweise auch dem deutschen Standpunkt in diesem Kriege gerecht zu werden. Wir haben mit eigenen Augen den Stoß von Schmähbriefen gesehen, der ihnen daraufhin ins Haus geflogen kam. Aber sonderbar! Die Absender zeichneten ihre unflätig deutschfeindlichen Auslassungen nicht etwa mit ihrem Namen, sondern die meisten unterschrieben sich so: „ein neutraler Schweizer", selbst wenn die Sprache einwandfrei auf den Sundgau und weiter nördlich hinwies.

Hier wäre „neutral" zweifellos mit „einseitig" wiederzugeben, aber nach diesen Proben scheint uns, wir könnten nur gewinnen, wenn wir das Wort unübersetzt ließen.

Ein neues Fremdwort aber macht sich bei uns, wir dürfen ruhig sagen mit wachsender Unverschämtheit, breit. Es ist das Wort „boche" mit seinen weiteren Formen: demiboche, neutreboche, boche-suisse, bochie, emboché usw. Wir wehren uns nicht etwa nur gegen dieses „boche", um ängstlich auf den Unterschied zwischen Reichsdeutschen und Deutschschweizern hinzuweisen, wir verwahren uns dagegen, weil es eine Nichtswürdigkeit an sich ist. Wir finden bei den Truppen der Mittelmächte keine Bezeichnung für den Gegner, die sich auch nur annähernd mit der feindseligen Verachtung deckte, die das Wort „boche" ausdrücken will. „Muschiks" für die Russen fällt hier ja ganz außer Betracht und das „Katzelmacher" für die Italiener ist gegenüber „boche" völlig harmlos und zudem sehr

wenig gebräuchlich. Es sei hier beigefügt, daß bei unsern eigenen Truppen der Name „Tschingg" für „Italiener" verboten worden ist. Die vielen Feldgrauen, mit denen wir schon verkehren konnten, haben, in unserem Beisein wenigstens, nie einen Uebernamen für Franzosen oder Engländer gebraucht, der nur entfernt an „boche" erinnerte. Ein einziges Mal entfuhr einem Stabsoffizier das bitterböse Wort „die Baralongen" für die Engländer.

Sollten deshalb die Völker des Vierverbandes und ihre heißen Freunde bei uns und anderswo für alles, was deutsch ist und deutsch denkt nur noch ihr „boche" übrig haben, so wollen wir ihnen einfach zurufen, daß wir es als eine Ehre betrachten, ebenfalls zu den „boches" zu gehören. Vielleicht bessert es sich dann wenigstens bei uns mit diesem rohen Unfug.

Zum Glück soll aber das Wort „boche" auf die Deutschschweizer nur selten angewendet werden, wie ein freundeidgenössischer Ausschuß in Lausanne festgestellt haben will, der nur zwei wirkliche Fälle herausfinden konnte. Allerdings haben wir während weniger Ferientage ein bedenkliches Vielfaches dieser Zahl zwei erlebt.

Ganz ähnlich wie mit den Fremdwörtern verhält es sich mit den Geschäftsschildern, amtlichen und andern Vordrucken und verwandten Dingen. Unsere Berner Freunde haben vor Jahren schon mit einem Rundschreiben die bernischen Geschäftsleute gebeten, sie möchten doch in ihren Ladenaufschriften und auf sonstigen Anpreisungstafeln das Deutsche nicht etwa allein, bewahre!, so unbescheiden sind wir nicht, nein!, neben den vielen fremden Sprachen tunlichst auch anbringen, eigentlich für die schweizerische Bundesstadt keine übertriebene Forderung. Allein schon damals, lange vor diesem Kriege, nannte ein bekanntes westschweizerisches Blatt die Gesuchsteller einen Trupp elender Schweizer. Nach diesem Muster kann man sich ungefähr vorstellen, auf welches Verständnis wir heute mit diesem Wunsche stoßen würden. Wir hatten uns früher auch sonst oft genug über den bösartigen Ton gewundert, in dem gewisse Kreise der Westschweiz unsere berechtigten und selbstverständlichen Forderungen und Anregungen befehdeten. Nach allem, was wir heute wissen, ist uns das Wundern vergangen.

Unsere große wirtschaftliche Abhängigkeit von den Westmächten ist den Bestrebungen des Sprachvereins selbstverständlich durchaus schädlich. Ohne Schwarzseher zu sein, wollen wir den Tatsachen offen ins Gesicht sehen.

Wer mit der „Entente" Geld zu verdienen sucht, der verbirgt und verleugnet möglichst sein Deutschtum. Wir Sprachvereinler haben auf diesem Gebiete schon früher reiche Erfahrungen gesammelt. Heute ist uns tatsächlich schon vorgekommen, daß wir im Geschäftsverkehr anfragen mußten, ob es eigentlich nicht mehr statthaft sei, daß ein deutschschweizerisches Unternehmen in einer deutschschweizerischen Stadt mit einem deutschschweizerischen Kunden deutsch verkehre, weil auf den erhaltenen Rechnungen nur noch englisch und französisch zu finden war. Das Weglassen unserer eigenen Sprache ist ausschließlich und allein dem Wirtschaftskrieg zuzuschreiben, als Verbeugung vor rohester wirtschaftlicher Gewaltherrschaft. Unser Bemühen, der deutschen Sprache den gebührenden Platz zu verschaffen in all den Veröffentlichungen, Aufschriften und Drucksachen, die nun einmal ein Bild vom Sprachgeist und Sprachstolz eines Landes geben, gehört ebenfalls zu jener umfangreichen Kleinarbeit, die von den einzelnen Mitgliedern stetig besorgt wird, ohne daß die Gesamtsumme dieses Wirkens je im Bericht über die Vereinstätigkeit entsprechend dargelegt werden könnte. Der Vorwurf, diese Kleinarbeit sei eigentlich kleinliche Arbeit, ist ungerecht und wird auch nur von Leuten erhoben, die den Sinn dieses Tuns nicht verstehen oder nicht verstehen wollen, oder die ihn im Gegenteil, wie z. B. unsere welschen Landsleute, nur zu gut verstehen.

Hierher gehören auch die deutschen Ortsnamen. Wenn wir darauf dringen, daß man Genf, Neuenburg oder Sitten sage, selbstverständlich nur, wenn man deutsch spricht oder schreibt (es ist nämlich nötig, dies für gewisse Leute noch besonders beizufügen), so wollen wir damit altes Sprachgut schützen, das gewiß mit gleichem Recht unter den Heimatschutz gehört, wie etwa ein altes Gerät oder eine alte Gartentüre. Der deutsche Ortsname beweist nicht nur die Kraft der eigenen Sprache gegenüber der fremden, er lehrt uns auch, daß der deutsch benannte Ort in irgend einer Beziehung zu uns steht oder gestanden hat oder daß dort noch ein deutscher Bevölkerungsteil ansäßig ist.

Der Krieg hat den Ortsbenennungen noch ganz andere Werte beigelegt; das plötzlich hereingeschneite Petrograd ist ein Beweis dafür. Er hat in Frankreich, Belgien, Elsaß-Lothringen, in Südtirol und im Karst wie in Siebenbürgen und Polen ganze Reihen alter deutscher Ortsnamen zu Ehren gebracht und in kurzer Zeit erreicht, wonach Sprach- und andere Vereine seit langem vergeblich ge-

trachtet haben. Dabei wird doch wohl etwas anderes bestimmend gewesen sein als die Lust an bloßer Spielerei, wie früher so gerne behauptet worden ist.

Freilich setzt es bisweilen ein Durcheinander ab, wie z. B. bei jener Zigarrenhandlung in Basel, die mit großen Buchstaben im Schaufenster meldete, die Rumänen hätten im ersten Anlauf die vier bedeutendsten siebenbürgischen Städte erobert, nämlich: Brasso, Kronstadt, Nagy-Szeben und Hermannstadt. Das sind auf alle Fälle zwei zu viel.

Wir haben letzten Frühling gesehen, daß auch bei uns die Ortsnamenfrage durch die Politik wieder lebendig wird. Leute aus der solothurnischen Gemeinde Breitenbach haben ihrer Kantonsregierung so lange zugesetzt, bis diese einwilligte, Breitenbach dürfe neben seinem ehrlichen deutschen noch den kauderwelschen Namen „Bretonbac" führen. Warum? Weil es in Deutschland und Oesterreich auch Orte des Namens Breitenbach gibt und weil deshalb die große Fabrik im solothurnischen Breitenbach, die außerordentlich segensreich mit den Ländern des Vierverbandes arbeitet, Unannehmlichkeiten erlebte. Man wollte nämlich wissen, ob dieses ärgerliche Breitenbach, das da auf Wechseln, Briefköpfen und Rechnungen stand, wirklich nur „demi-boche" oder am Ende gar „boche" sei. Andere mögen das durchaus willkürliche Bretonbac einen findigen Geschäftskniff nennen; wir können dabei nichts anderes sehen, als ein schmähliches Flaggenstreichen oder ein noch schlimmeres Flaggenfälschen. Die Behauptung, ein jurassischer Gelehrter habe das Vorkommen des Namens Bretonbac bestätigt, halten wir so lange für eine Geschäftsfabel, bis der Beweis erbracht wird. Wenn aber wirklich irgend einmal irgendwo ein Schreiber, der nicht deutsch verstand, aus Breitenbach Bretonbac gemacht hat, und wenn daraus die Berechtigung abgeleitet wird, diesen Namen einer Gemeinde amtlich zuzugestehen, dann möchten wir doch wissen, ob die vielen recht lebendigen und geschichtlich gewordenen deutschen Namen für Orte in der Westschweiz nicht ohne weiteres amtlich ebenfalls geschützt und festgehalten oder, wo sie geflissentlich unterdrückt worden sind, wieder eingeführt werden sollen.

Wir haben auch das Eintreten für einen sorgfältigen und ausgedehnten Deutschunterricht als Gebiet genannt, das dem Sprachverein am Herzen liege. Der Verein als solcher vermag freilich in der Sache nicht viel auszurichten, aber jedes Mitglied soll eben an

seinem Orte und nach bestem Vermögen für diesen Gedanken eintreten. Das ist heute um so nötiger geworden, als durch den Krieg oder besser gesagt durch seine Begleiterscheinungen in der Schweiz verschiedene Vorschläge zum Sprachunterricht in unsern Schulen aufgetaucht sind, die manchen Familienvater mit Sorge um den Bildungsgang seiner Kinder erfüllt haben. Konrad Falke und andere rufen nach einem vermehrten Unterricht im Französischen und Italienischen in der deutschen Schweiz und einem vermehrten Deutschunterricht in der romanischen Schweiz, um unsere Schüler so weit zu bringen, in drei Sprachen drei Volksseelen zu empfangen. Der Laie erhält dabei den Eindruck, dieser Gedanke werde wirklich an maßgebender Stelle ernstlich erwogen, und die Berufenen sind offenbar zu lässig gewesen, um die dadurch entstehenden Befürchtungen öffentlich vollständig zu zerstreuen. Der einfache Bürger sagt sich, daß die Welschen ja doch niemals auf diesen Plan eingehen würden, sondern höchstens die Deutschschweizer, und befürchtet ein Vernachlässigen des Deutschunterrichtes zugunsten der andern Landessprachen. Die Muttersprache soll aber auch dem Deutschschweizer stets an erster Stelle stehen und mehr gepflegt werden als die andern. Ist denn wirklich bis heute zu wenig im fremdsprachlichen Unterricht geschehen? Uns scheint im Gegenteil, es sei manchmal des Guten zu viel getan worden, denn leider sollen nur zu oft ein paar gut klingende französische Redensarten, ein recht mühsam geführtes französisches Gespräch jene Bildung ersetzen, die ein richtig betriebener Unterricht in der Muttersprache allein mitzugeben vermag.

Man verstehe uns recht! Wir sind selbstverständlich nicht gegen das Erlernen fremder Sprachen. Es ist kaum einer unter den Mitgliedern des Sprachvereins, der nicht eine oder mehrere fremde Sprachen spricht. Wir sind aber dagegen, in fremden Sprachen zu denken und nach fremdem Denken zu handeln.

Unsere Kinder lernen Französisch und Italienisch aus dem gleichen durchaus nüchternen Grunde, aus dem sie Englisch oder Spanisch treiben. Die Kenntnis der fremden Sprachen soll ihnen ganz einfach den Daseinskampf erleichtern helfen. Wenn dabei ein besseres Sichverstehen mit unsern romanischen Eidgenossen herausschaut, ist das sehr zu begrüßen; wir bezweifeln aber, ob mehr als ein winziger Bruchteil imstande sein werde, auch nur annähernd die von einigen gewünschte dreifache Geistesart zu erreichen; eher ist zu befürchten, daß eine dreifache Verbildung um sich greife.

Eduard Engel bringt in seiner bereits erwähnten deutschen Stilkunst folgenden Ausspruch von Philipp Wackernagel über den Beruf des Deutschlehrers: „Das Amt eines Sprachlehrers ist ein königliches, ein hohepriesterliches Amt. Er steht nicht im Namen der Schule, nicht im Namen einer Prüfungskommission, an die er einmal seine Schüler überliefern müßte, nicht im Namen einer Bildung, die der heutige Tag fordert, sondern im Namen des Volkes vor dem Schüler, des ewigen Volkes, das in allem Wechsel sich gleich bleibt."

Wir sind stolz darauf, daß unser Mitglied, Professor Otto von Greyerz, diesen Gedanken schon längst auf deutschschweizerische Verhältnisse übertragen hat.

Wenn wir eingangs Bedenken geäußert haben, ob der Besitzstand der deutschen Sprache in der Schweiz durch den Krieg nicht verändert werden könnte, so ist uns dabei folgendes vor Augen gestanden. Die Tatsachen bestätigen immer mehr, daß in gewissen Teilen der Schweiz aus dem Gebrauch der deutschen Sprache auf die politische Gesinnung des Sprechenden oder Schreibenden geschlossen wird. Mag diese Gesinnung auch noch so ehrenhaft sein, wird sie dem Träger doch sehr oft wirtschaftlich schaden und mancher wird leider gezwungen werden, dieser Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, und er wird anfangen, die deutsche Sprache zurückzusetzen. Künftig wird es fast ausgeschlossen sein, mit dem englischen oder französischen Verkäufer deutsch zu verkehren (vom Abnehmer wollen wir gar nicht reden), und unheimlich rasch wird sich noch viel mehr als bisher bei unsern jungen und alten Kaufleuten und Gewerbetreibenden die Meinung verstärken, für den schweizerischen Kaufmann sei das Deutsche eigentlich ziemlich überflüssig. Sie werden bei diesem Urteil umso mehr beharren, als der reichsdeutsche Kaufmann viel öfter noch dasjenige gezwungen tun wird, was er leider früher schon ohne Zwang allzu reichlich getan hat, nämlich seine Muttersprache um des Geschäftes willen zugunsten einer fremden zurücksetzen. Schon jetzt kommen uns in dieser Richtung die sonderbarsten Leistungen vor Augen.

Das Schweizerische Handelsamtsblatt hat längst alle Beteiligten aufgefordert, die Adressen an die schweizerische Gesandtschaft in Washington und andere nicht mehr in deutscher Sprache zu schreiben. Der Deutschschweizer darf als Angehöriger eines neutralen Landes an seine eigene Gesandtschaft in einem andern, gleichfalls neutralen Lande, nicht mehr in seiner Muttersprache gelangen!

Das ist nicht eine Kleinigkeit, wie viele wohl denken, sondern das ist ein Bild aus der Zukunft unserer Sprache im kleinen. Freunde in Nord- und Südamerika schreiben uns plötzlich englisch oder spanisch, weil sonst der Zensor in Gibraltar, Bordeaux oder Southampton ihre Briefe einfach unbefördert läßt. Nur ein alter, guter Bekannter aus Buenos-Aires hat uns die Ueberraschung ersparen wollen, nach einem Menschenalter freundschaftlichen deutschen Verkehrs dem Zensor zuliebe spanisch aufzutreten. Er hat den Ausweg gefunden, in reinem Appenzellisch zu berichten. Das ging durch, vermutlich als die noch wenig bekannte Sprache irgend eines farbigen Hilfsvolkes.

Ein anderes Bild: Der Angestellte eines alten Basler Hauses begibt sich zum Vertreter einer großen Mülhauser Spinnerei, die auch Zweiggeschäfte in Frankreich besitzt und vorübergehend eine Geschäftsstelle in Basel führt. Er bringt irgend einen Geschäftsvorfall auf deutsch zur Kenntnis, und der reichsländische Vertreter erklärt nachdrücklich: „Ich kann zwar sehr wohl deutsch, wünsche aber nur auf französisch zu verkehren.“ Sollte nicht auf deutschem Sprachboden der deutschschweizerische Käufer mit dem elsässischen Verkäufer doch noch deutsch verhandeln dürfen?

Wir kennen zwar alle zur Genüge jene Entschuldigung der Bequemen: „Es ist ja so gleichgültig, ob dies oder jenes in der Schweiz deutsch oder französisch gesagt, geschrieben oder gedruckt wird.“ Manchmal scheint uns fast, dieser beschwichtigende Spruch gelte nur dann, wenn das Französische gebraucht wird, wo das Deutsche hingehört, aber ja nicht umgekehrt. Sonst ist uns nicht recht verständlich, warum sich denn neulich die verschiedenen welschen Kantonsregierungen so nachdrücklich beschwert haben, weil ihnen der bekannte Erlaß des Armeestabes für den 3. September deutsch zugestellt worden ist. Das paßt eigentlich nicht recht zu der Lehre von der Gleichberechtigung der drei Landessprachen im eidgenössischen Verkehr. Wir vermuten, bei der zweiten Division werden z. B. die Solothurner bisweilen einen französischen Divisions- oder Korpsbefehl erhalten, aber man hat noch nie von einer Beschwerde darüber gehört. Der Armeestab wird sich wahrscheinlich gesagt haben: „Wenn es denn wirklich so ganz belanglos ist, ob im amtlichen Verkehr der Eidgenossen irgend etwas deutsch oder französisch herauskommt, wollen wir uns doch in diesem eiligen Fall die Mühe des Uebersetzens sparen.“ Wenn eine welsche Zeitung darüber ihren Unwillen äußert und es ablehnt, „in der Sprache Kaiser Wilhelms“ ange-

sprochen zu werden, müssen wir uns über diesen Standpunkt, den Wert oder Unwert einer Sprache zu beurteilen, doch sehr wundern. Wir haben schon erklärt, warum uns daran liegt, daß unsere Kinder Französisch lernen. Sollen sie etwa zukünftig im Französischen und Italienischen die Sprache Poincarés und Gabriele d'Annunzios sehen?

Wir haben neulich den Satz gehört: „Es gibt gottlob noch viele Dinge, die man um Geld allein nicht haben kann." Zu diesen Dingen gehört auch der Leitgedanke unseres Sprachvereins. Täuschen wir uns nicht! Die Zahl derer, die die deutsche Sprache grimmig hassen, hat sich durch den Krieg erschreckend vermehrt. Das kann einem Verein, der die Liebe und das Verständnis für die deutsche Muttersprache wecken will, unmöglich gleichgültig sein. Denken wir daran, was allein mit wirtschaftlichen Mitteln erreicht wird. Leider ist es nun einmal so, daß einflußreiche Kreise gerne bereit sind, der deutschen Schweiz ein immer undeutscheres Gepräge zu geben, wenn mit der gehörigen Beschränkung alles dessen, was die Zugehörigkeit des größten Teiles der Schweiz zum Deutschtum im geistigen und sprachlichen Sinne beweist, noch bessere Geschäfte gemacht werden könnten.

Neben all diesen Strömungen sind auch sonst noch Gegner genug vorhanden, denen wir mit unsern Satzungen sehr im Wege stehen. Aus diesen Kreisen heraus sind wir auch schon heftig angegriffen worden. Solche Angriffe haben den größten Erfolg, wenn sie uns als einen versteckten politischen Verein verdächtigen können. Einer unserer Angreifer ist z. B. so vorgegangen. Er pflegte mit einem Mitgliede des Sprachvereins gute Freundschaft, stand mit ihm auch in der gleichen Studentenverbindung. Der Sprachvereinler hatte die unter Freunden nicht gerade seltene Gewohnheit, seine ganz eigenartigen und persönlichen Ansichten unserm hitzigen Gegner vertraulich darzulegen, der dann im gegebenen Augenblick mit großer Beharrlichkeit diese Ansichten, von denen der Sprachverein überhaupt nichts wußte, als die leitenden Gedanken des Sprachvereins veröffentlichte, ihm zum Ruhme, uns zur Vernichtung. Es ist wirklich so, wie wenn einer in meinem schwarzen Rock einen versehentlich hineingewobenen weißen Faden entdeckt und dann behauptet, ich trüge einen weißen Rock.

Auch der Umstand, daß wir sogar die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins halten, trübt in den Augen dieses Entdeckers empfindlich unser eidgenössisches Ansehen. Ob es allen an-

dern Vereinen und Körperschaften, die reichsdeutsche Fachschriften halten, gleich ergehen wird, wissen wir nicht. Auch fürchten wir, unser Widersacher gehe nicht ebenso streng mit den Welschen ins Gericht, wenn sie irgend eine Pariser Zeitschrift beziehen.

Ja, es gibt etwas wie eine Politik des Sprachvereins. Vor Jahren schon hat ein hervorragender Eidgenosse in unser Wanderheft geschrieben: „Ich erblicke eine unserer Hauptaufgaben darin, daß das Vordringen der französischen Sprache in die germanischen Gebiete der Eidgenossenschaft verhindert werden muß. Diese Gefahr besteht tatsächlich. Ihr bestimmt und fest — aber ohne Chauvinismus — entgegenzutreten, ist nicht bloß zum Schutz der Sprache und des deutschen Wesens geboten, sondern auch durch das Interesse der Eidgenossenschaft."

Und unser Schriftsteller J. C. Heer schrieb ebenfalls schon vor Jahren: „Der Stamm der deutschen Schweizer ist sich mit der Kraft, wie sie eifersüchtige Heimatliebe verleiht, seines Eigengepräges bewußt. Aber es ist doch urdeutsches Kernvolk . . . Das Wort unserer Gaue ist und bleibt deutsch, es ist eine dem Volk und Gebildeten gleich liebe Mundart, in der etwas vom Schwertklang der Nibelungen durch die Zeiten weiterdröhnt. In dieser treuherzigen deutschen Volkssprache ist die Schweiz gegründet worden; es ist die Sprache der Männer vom Rütli, und ob auch die Geschichte welsches Land an die alte deutsche Eidgenossenschaft angegliedert hat, so muß die Schweiz, soll sie bestehen, doch wesentlich ein Land mit deutschem Geiste bleiben, aus dem sie hervorgegangen ist. Allein hätten wir nur unsere Mundart, die gemütreiche Sprache des deutschschweizerischen Hauses, so kämen wir im Kampf der Geister doch zu kurz. Das Leben fordert längere Speere. Wir haben sie aus den unerschöpflichen Rüstkammern der allgemeinen deutschen Kultur geholt — wir halten sie heilig, diese Waffen — die deutsche Schriftsprache, die deutsche Wissenschaft und die deutsche Kunst."

Schöner und kräftiger ist das Verhältnis der deutschen Schweiz zum Deutschtum nie ausgesprochen worden. „Die Schweiz muß, soll sie bestehen, wesentlich ein Land mit deutschem Geiste bleiben." Das ist ein Wort, das die Schweizer deutscher Zunge nie vergessen sollten.

Weil wir auf unsere Art mitsorgen, daß die deutsche Schweiz ein Land mit dem deutschen Geiste bleibe, aus dem sie hervorgegangen ist, darum wird der Sprachverein angeklagt, ein politischer Verein zu sein. Sollte dies wirklich Politik sein, dann

treiben wir gewiß vornehmste eidgenössische und schweizerische Politik, und wenn noch kein deutschschweizerischer Sprachverein bestünde, müßten wir ihn gleich jetzt um der Heimat willen gründen.

Tatsächlich aber denken wir weder an Politik noch an Geschäft; unser Tun richtet sich nach unsern Satzungen, nach denen wir bleiben: ein Bund von Schweizerbürgern zur Pflege und zum Schutze der deutschen Sprache in der Schweiz.